

Objektyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **9 (1925)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Rüsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Verlagsstelle: Rüsnacht (Zürich). Druck: G. Feli, Bern.

Im Flug durch's Deutsche Reich.

Eine Ferienreise durch das lange Jahre nicht mehr besuchte Reich gab mir kürzlich Gelegenheit auch zu allerlei sprachlichen Beobachtungen. Aus der Ferne gesehen scheint Deutschland in einer stark verdeutschenden Sprachbewegung begriffen; von nahem sieht die Sache anders aus. Trotz „Schutzmann“, „Fernsprecher“ und „Anschrift“ ist das Leben im Reich nicht sprachreiner als bei uns. Das Wort adieu durch „Auf Wiedersehen“ zu ersetzen, ist allerdings während des Krieges wohl für immer gelungen, aber mit welchen Anstrengungen! Neben den Klirren der Ladentüren hat's gestanden, man solle nicht adieu sagen, in Hausgängen und Treppenhäusern hangen heute noch die Verse gegen das arme adieu. Und unterdessen dringen täglich neue Fremdwörter ein durch Geschäft und Verkehr. Am meisten aber stieß ich mich an den vielen Hunderten von Kunstwörtern, deren sich Kaufleute, Erfinder, Sportleute und Vereine bedienen. Sie sind zurzeit der unschönste Auswuchs am deutschen Sprachleben, wie denn überhaupt die Reklame das jetzige Deutschland in einer für gesunde Augen unerträglichen Art verhunzt. (In Hannover tragen selbst die Bäume der Vorgärten straßenlang bunte Papierhüllen mit irgend einer Anpreisung von Seife oder Schuhwischse.) Überall glöhen einen die Wortungetüme an: Elpac, Pece (natürlich aus P. C. entstanden!), Dapolin, Vauen (V. N.), Eszet (S. Z.), Nuos. Das sind keine Fremdwörter, weil es überhaupt keine Wörter sind, aber Fremdkörper schlimmster Art. Auch an Fremdwörtern fehlt es indessen nicht, und wenn man sie im Unterschied zu unsern Gewohnheiten in der Schreibung etwas anzudeutschen sucht, so gefallen sie unsereinem deswegen nicht besser. München hat einen Viktualienmarkt, eine Bonbonnière (was macht der Deutsche mit dem Wort?), einen Saisonausverkauf und an der Theresienstraße einen Charfutier, der sich mit seinem ebenfalls ungeschickt zu verdeutschenden sucht wie ein zweiter am Ammersee. Die Schokolade wird zwar meist mit Sch geschrieben, heißt aber daneben auch etwa Krokant oder Noisette (weshalb nicht auch Noasett?) oder phantastevoll Alpursa oder Tell-Schokolade, diese ein deutsches Erzeugnis mit dem Rißlingschen Tellkopf, wohl (wie Alpursa) eine Huldigung für den guten Ruf der schweizerischen Schokoladen. Gut gefallen hat mir an Verdeutschungen die Ladenaufschrift Feinkost statt der früheren Delikatessen, die ich nirgends mehr gesehen habe; das hübsche Gaststätte, das man in und bei München vielfach sieht, ist wohl schon älterer Herkunft.

In einem Walde bei Marburg dagegen weist eine Tafel nach dem (übrigens guten und hübschen) Resterand Seebode auf dem herrlichen Basaltkegel des Frauenberges. Unglück hatte ich mit der Bestellung von Suppe. Im Bahnhof in Hannover bestellte ich bouillon, weil ich in Erinnerung hatte, daß man in Deutschland immer so sagte (von Haus aus bin ich an „Fleischbrühe“ gewöhnt); der Kellner verbesserte mich mit einem Ton leisen Tadelns, was ich mir sehr gern gefallen ließ. Allein in Wiesbaden ging es mir umgekehrt: auf mein „Fleischbrühe“ bekam ich flink und scharf heraus „also bouillon!“

Wer München kunstgemäß genießen will, muß gut lateinisch können, besser als ich, denn ich konnte nicht all die vielen Inschriften verstehen, die, oft hoch oben, dem Auge schwer erreichbar und immer in den schon an sich wenig lesbaren Großbuchstaben, dazu mit ellenlangen römischen Zifferreihen vermischt, dem zwischen tutenden und rasenden Fahrzeugen auf sein Leben achtenden oder im Halbdunkel verstaubter Kirchen mühsam emporblickenden Besucher Zeugnis davon ablegen, daß an der bairischen Hauptstadt drei Kulturmächte gearbeitet haben: die Gegenreformation, das Barockzeitalter und der deutsche Neuhumanismus des Hauses Wittelsbach. Beinahe wundert mich, daß man die Straßenbahnwagen nicht auch lateinisch beschriften hat, etwa so: Vehiculum electricum Monacense, und innen: Ne in pavimentum inspuas*); beides würde gut nach München passen. Die Muttergottesbriefmarke mit der Umschrift: Patrona Bavariae ist noch in frischer Erinnerung.

Wenn man aus dem Norden Deutschlands kommt, fällt einem dieses Barocklatein Münchens auf. Die prachtvollen altdeutschen Giebelhäuser Hannovers tragen zu Duzenden als Inschriften deutsche Bibelsprüche, die ältern plattdeutsche, die neuern — etwa von 1560 an — hochdeutsche. Aber Lateinisches sah ich doch auch im Norden, und zwar da, wo ich es am wenigsten vermutete: an einem strohbedachten prächtigen westfälischen Bauernhaus. Der Eigentümer, ein König in Holzschuhen, blauäugig, gottesfürchtig, ehrenhaft und redlich bis ins Knochenmark, der meint, hier hätten seine Vorfahren immer gefessen und schon mit Wittekind gegen die Franken gekämpft, wußte aber ganz gut, daß die lateinischen Sprüche eine Zimmermannschrulle sind, und lächelte darüber. Leicht zu verstehen war wohl das Ohra et labohra, aber den andern Spruch hätte ich ohne den mich begleitenden Ortspfarrer schwerlich verstanden: Artivicem opus commedat, soll heißen: Artificem opus commendat (das Werk lobt den

*) Nicht auf den Boden spucken.